

Joëlle Weis

Rehabilitierung der Identität? Die Anwendung des *Social Identity Approach* am Beispiel der frühneuzeitlichen Gelehrtenrepublik

1 Einführung

Spätestens seit *Beyond Identity*¹ müssen HistorikerInnen sich bei der wissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Begriff Identität der Frage nach Nutzen und Sinn seines Gebrauchs stellen. Roger Brubaker und Frederick Cooper argumentieren in ihrem fast schon zur Ikone gewordenen Aufsatz recht vehement gegen den Gebrauch des Begriffes, der in ihren Augen entweder „zu viel, zu wenig oder gar nichts“² meint. Auch Lutz Niethammer wehrt sich, im gleichen Jahr wie seine amerikanischen Kollegen, in seinem Buch *Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur*³ gegen den inflationären Gebrauchs dieses „Plastikwortes“.⁴ Beide Texte kritisieren vor allem die Schwammigkeit des Begriffs sowie die politische Instrumentalisierbarkeit von Identitätsforschung. Zweiteres ist eng verknüpft mit der Tatsache, dass Identität in den Sozial- und Geisteswissenschaften vor allem mit Rasse, Klasse, Gender und Nationalitäten in Verbindung gebracht wurde, welche alle bereits an sich hoch politisierte Themen darstellen. Durch Identitätsdiskurse werden Zusammengehörigkeitsgefühle konstruiert und gleichzeitig Inklusion und Exklusion gefördert, eine Entwicklung, die durch Forschung verstärkt werden kann, auch wenn dies nicht ihre Intention ist. Die Kritik vieler Akteure aus dem Wissenschaftsbereich ist also durchaus berechtigt, zumal es auch in den 2010er Jahren immer noch eine Tendenz hin zu den letztgenannten

1 Roger Brubaker, Frederick Cooper, „Beyond Identity“, *Theory and Society* 1 (2000) 1–47.

2 „Identity, we argue, tends to mean too much (when understood in the strong sense), too little (when understood in the weak sense), or nothing at all (because of its sheer ambiguity),“ Ebda., 1.

3 Lutz Niethammer, *Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur* (Reinbek: Rowohlt Verlag 2000).

4 Ebda., 33.

Themenschwerpunkten gibt. Dies ist auch der Grund für die, zumindest in den Geschichtswissenschaften, immer noch nicht abgeflachte Diskussion um Nutzen oder Nicht-Nutzen der Begrifflichkeiten rund um Identität.⁵

Der vorliegende Aufsatz ordnet sich in eben diese Diskussion ein und will im Folgenden, am Beispiel der frühneuzeitlichen Gelehrtenrepublik, diskutieren, ob und in welchen Fällen der Begriff der Identität seine Berechtigung in der geschichtswissenschaftlichen Forschung hat. Dazu wird in einem ersten Schritt ein Überblick über die meist genutzten Identitätskonzepte in den Geschichtswissenschaften gegeben, um daraufhin die mit seiner Verwendung verbundene Problematik, vor allem aus historischer Sichtweise, zu diskutieren. Daraus lassen sich Desiderate ableiten, die ein zulänglicher Gebrauch des Begriffs erfüllen sollte. Schließlich will ich mit dem *Social Identity Approach* ein Fallbeispiel liefern, welches als Grundlage für eine quellenbasierte Analyse von Identitäten innerhalb der Gelehrtenrepublik dienen kann.

2 Identitätskonzepte in der Geschichtswissenschaft – Chancen und Grenzen

In der Philosophie wird spätestens ab dem 18. Jahrhundert die Auseinandersetzung mit dem Thema Identität zu einer Konstante des westlichen Denkens.⁶ Identität wird hier als „sameness“ definiert, also in der Relation eines jeden Gegenstandes nur zu sich selbst. Identität beschreibt diejenigen Eigenschaften, die das Individuum über die Zeit hinweg einzigartig machen. Dahingehend bedeutet Identität aber auch, bezogen auf eine Relation zwischen zwei Gegenständen, deren völlige Übereinstimmung. Diese Vorstellung ist der heute geläufigen Auffassung des Begriffs, die durch die Psychologie und Soziologie geprägt ist, fast schon diametral entgegen gesetzt. Von einem ursprünglichen Sinn bleiben im alltäglichen Sprachgebrauch kaum noch Überreste. Identität ist vor allem zum psychologischen Konzept geworden, das den Fokus nicht auf eine, das Individuum definierende, Essenz legt, sondern davon ausgeht, dass das Individuum nach verschiedensten Identifikationsmöglichkeiten sucht und sich dadurch eine Identität konstruiert. Identitätsforschung will demnach herausfinden, welche Charakteristiken im Selbstverständnis sowohl von Individuen oder Gruppen als wesentlich erachtet werden. Die Ausbildung des eigenen Selbst wird dadurch erklärt, dass das Individuum Merkmale einer bestimmten Gruppenidentität als eigene Wesensmerkmale annimmt und zugleich eigene persönliche Merkmale hinzufügt. In der heute gängigen

5 Auch dieser Beitrag ist Resultat einer solchen Diskussion um die Negativleistung des Begriffes Identität, die im Rahmen des DoktorandInnen-Kolloquiums „Die Wege zur historischen Erkenntnis. Paradigma der Geschichtswissenschaften bei der Erforschung der Vormoderne“ in den Tagen von 3. bis 5. Oktober 2016 in Ljubljana stattfand. Für den hier erhaltenen Input bedanke ich mich herzlich bei den teilnehmenden Kolleginnen und Kollegen.

6 Vgl. Udo Thiel, *The Early Modern Subject: Self-Consciousness and Personal Identity from Descartes to Hume* (Oxford: Oxford University Press 2011).

Vorstellung beschreibt Identität also, grob gesagt, den Prozess, bei dem der Mensch versucht, sich seiner selbst bewusst zu werden und gleichzeitig jederzeit versucht, das momentane Bewusstsein des Selbst mit seiner Außenwelt zu verbinden.

Die Basis für diese Auffassung lieferte George Herbert Mead am Anfang des 20. Jahrhunderts in seinen Vorlesungen zur Sozialpsychologie an der Universität Chicago,⁷ die oftmals als erster Meilenstein in der Entwicklung eines soziologischen Identitätskonzeptes wahrgenommen werden. Mead führt die Idee ein, dass Identität mit dem *Selbst* gleichzusetzen sei. Das Individuum kann sich laut Mead nur seiner selbst bewusst werden, seine Identität erkennen, indem es sich mit den Augen anderer betrachtet. Zur Entstehung dieses Selbstbewusstseins bedarf es immer mindestens zweier Personen sowie einer Interaktion. Diese Interaktion bezeichnet Mead als Kommunikation, was ihn zu der Schlussfolgerung führt, dass Identität nur durch Kommunikation entstehen kann. Unmittelbar daran anschließend führt der nicht weniger rezipierte Psychoanalytiker Erik H. Erikson in den 1950er Jahren das Konzept der Ich-Identität⁸ ein, welche ein Produkt von menschlicher Synthesefähigkeit ist. Ich-Identität passiert demnach, wenn es uns gelingt, „soziale Erwartungen und eigene Überzeugungen, die Blicke der Anderen auf uns und unser Selbstbild, das Bild der Anderen von uns und unsere Biographie, selbstbewusst zu verbinden“.⁹ Von größter Bedeutung ist bei Erikson die Tatsache, dass die Ausbildung der Ich-Identität ein lebenslanger Prozess ist und einem kontinuierlichen Wandel unterlegen ist. Die Trennung vom philosophischen Identitätskonzept ist spätestens hier vollbracht. Die Entwürfe Meads und Eriksons haben aufgrund ihrer immanenten Schlüssigkeit bis heute kaum an Attraktivität verloren, eine Tatsache, die sich auch in der Geschichtswissenschaft widerspiegelt. Besonders vielversprechend für die Forschung war und ist dabei sicherlich der Faktor Kommunikation, der HistorikerInnen theoretisch erlaubt, Identitätsrekonstruktionen anhand von entsprechendem Quellenmaterial vorzunehmen.

Zwei weitere Identitätstheorien, die aufgrund ihrer Metaphorik und Anschaulichkeit sehr beliebt sind, haben ihren Ursprung ebenfalls in den 1950er Jahren. Der kanadische Soziologe Erving Goffman veröffentlichte 1959 sein Werk *The Presentation of Self in Everyday Life*,¹⁰ welches eine neue Richtung in der Identitätsforschung einschlug und vielfach in den Geisteswissenschaften rezipiert wurde. Goffman arbeitet mit dem Begriff der *sozialen Identität*, die sich aus der Wahrnehmung der Anderen heraus konstituiert. Für den Soziologen verbinden sich Identität und Selbstdarstellung, weshalb Identität,

7 Die Vorlesungsmanuskripte sind posthum publiziert worden. Vgl. George Herbert Mead, *Mind, Self, and Society*, hrsg. von Charles W. Morris (Chicago: University of Chicago Press 1934).

8 Das Konzept wurde zuerst in Erik H. Erikson, *Identity and the Life Cycle* (New York: International Universities Press 1959) eingeführt.

9 Heinz Abels, *Identität*. 2. überarbeitete und erweiterte Ausgabe (Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2010) 288.

10 Erving Goffman, *The Presentation of Self in Everyday Life* (New York: Doubleday & Company 1959).

zumindest teilweise, intentional wird. Der Identitätsträger kann bis zu einem gewissen Grad steuern, wie er gesehen wird, indem er je nach Lebenssituation in verschiedene Rollen schlüpft. Goffman bedient sich in seiner These der Metapher des Theaters. Ihm zu Folge spielen alle Menschen in der Interaktion miteinander prinzipiell immer Theater, sie schaffen sich eine Fassade, „ein standardisiertes Ausdrucksrepertoire mit Bühnenbild und Requisiten“.¹¹ Er sagt: „Wenn ein Darsteller eine etablierte soziale Rolle übernimmt (z. B. Kellner), wird er feststellen, dass es bereits eine bestimmte Fassade für diese Rolle gibt.“¹² In diesem Sinne vermischen sich Intention des Schauspielers und Erwartungshaltung des Publikums, aus deren Synthese schlussendlich die soziale Identität entsteht. Einen ähnlichen Ansatz verfolgt auch Anselm L. Strauss. Der US-amerikanische Soziologe publiziert ebenfalls 1959 sein Buch *Mirrors and Masks. The Search for Identity*,¹³ in dem er davon ausgeht, dass Menschen sich während ihrer Kommunikation Masken aufsetzen. Dabei repräsentiert die Maske die Person, die wir sein wollen, beziehungsweise die Identität, die wir uns gerade aneignen wollen. Ganz im Sinne Meads wird so die Reaktion der anderen zum Spiegel unseres Selbst. „Jeder präsentiert sich anderen und sich selbst und sieht sich in den Spiegeln ihrer Urteile. Die Masken, die er der Welt und ihren Bürgern zeigt, sind nach seinen Antizipationen ihrer Urteile geformt.“¹⁴ Die so geformte Identität wird auch Strauss zu Folge zur sozialen Identität, die ohne Interaktion nicht bestehen könnte. Gleichzeitig kann sich der sozial agierende Mensch einer solchen Identitätsformung wiederum nicht entziehen. Sowohl für Goffman als auch Strauss gilt, dass Identität auf gewisse Weise auferlegt wird und der Handlungsspielraum des Individuums, zumindest in Bezug auf das bestehende Identitätsangebot, beschränkt ist. Dadurch haftet der Identität etwas Fatalistisches an, ein Element, das zu Recht in Frage gestellt werden sollte.

In den 90er Jahren fügt Margaret R. Somers dem bestehenden Identitätsdiskurs eine neue, für die Geschichtswissenschaft überaus fruchtbare Perspektive hinzu. Sie führt das Konzept der narrativen Identität ein,¹⁵ um zu zeigen, wie „die Integration eigener Erfahrungen in kollektive Erzählungen für die soziale Existenz und die Identitätskonstruktion von Individuen und Gruppen konstitutiv ist. In diesem Sinne setzt das Erzählen einzelne Personen ins Verhältnis zu bereits bestehenden Identitätsangeboten und schreibt diese in dynamischer Weise fort.“¹⁶ Wie Dorothea Nolde herausstreicht,

11 Zitiert nach Erving Goffman, *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag* (München: Piper Verlag 2003) 25.

12 Ebda.

13 Anselm L. Strauss, *Mirrors and Masks. The Search for Identity* (Glencoe, IL: Free Press 1959).

14 Abels, *Identität*, wie in Anm. 9, 285.

15 Zuerst in Margaret R. Somers, „Narrativity, Narrative Identity, and Social Action: Rethinking English Working-Class Formation“, *Social Science History* 4 (1992) 591–630.

16 Dorothea Nolde, „Religion und narrative Identität in Reiseberichten der frühen Neuzeit“, *Historische Diskursanalysen. Genealogie, Theorie, Anwendungen*, hrsg. von Franz X. Eder (Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften 2006) 273.

ist dieser Ansatz insbesondere deshalb für die Geschichtswissenschaft spannend, da der „theoretische Ansatz die Geschichtlichkeit von Identitäten ausdrücklich mit einschließt. So verweist Somers darauf, dass eines der wesentlichen Charakteristika der Beziehungen und Netzwerke, innerhalb derer sich narrative Identität situiert, darin besteht, dass diese eine Geschichte haben, die es in die Analyse mit einzubeziehen gilt.“¹⁷ Aus dem Zitat über Somers’ Theorie geht allerdings eine wesentliche Schwierigkeit hervor, mit der vor allem die Geschichtswissenschaft immer wieder konfrontiert ist. Es handelt sich dabei um die oftmals vorgenommene Unterscheidung zwischen personaler Identität und kollektiver Identität.¹⁸ Wie vorher schon erwähnt, wird die personale Identität gängigerweise als dem Individuum zugehörig eingestuft. Kollektive Identität wurde dagegen lange als Gruppenidentität verstanden, ergo eine Identität, die dem Kollektiv zugehörig ist. Dabei besteht jedoch die Gefahr, der Gruppe als solcher zu viel Handlungsspielraum zu geben. Die zu diskutierende Frage lautet: sind es Gruppen an sich, die sich ihre Identität konstruieren, oder sind es die Individuen, die eine Gruppe formen, sich eine gemeinsame Identität erschaffen? Aus diesem Grund wurde diese Unterscheidung in den letzten zwei Jahrzehnten vermehrt abgelehnt und Überlegungen zu Gruppenidentitäten gehen mehr und mehr vom Individuum selbst aus. Ein solcher Ansatz soll im Anschluss diskutiert werden.

3 Das Problem der Identität

Der Gebrauch von Identitätskonzepten stellt ForscherInnen sicherlich vor die Herausforderung, einem auf vielen Ebenen und für viele Zwecke benutzten Begriff konkrete Inhalte zu verleihen, ihn sich zu eigen zu machen, dabei die stets mitschwingenden Bedeutungen nicht aus den Augen zu verlieren und Konzepte nicht zu sehr zu vermischen. In den Geschichtswissenschaften mit Identität zu arbeiten, ist stets ein Balanceakt, der viel Angriffsfläche für Kritik bietet, nicht zuletzt auch aufgrund der doch meist eingeschränkten Quellenlage. Aus diesem Grund ist die Frage, wieso der Identitätsbegriff als solcher überhaupt noch genutzt werden sollte, durchaus nachvollziehbar. Zumal viele der herangezogenen Konzepte, wie vorher besprochen, ihren Ursprung meist in der Psychologie oder Soziologie haben und mit Geschichte zunächst, wenn überhaupt, nur wenige Berührungspunkte haben. Dies liegt daran, dass die Vorstellung von Identität bis heute zutiefst an das Individuum im Jetzt angeknüpft ist. Identität äußert sich durch Handeln und Kommunikation des Menschen, klassische Teilgebiete der eben genannten Disziplinen. Aus dieser Ausgangsposition heraus ist auch die Idee entstanden,

17 Ebda.

18 Zur Unterscheidung vgl. Jürgen Straub, „Personale und kollektive Identität: zur Analyse eines theoretischen Begriffs“, *Erinnerung, Geschichte, Identität 3: Identitäten*, hrsg. von Aleida Assmann, Heidrun Friese (Frankfurt am Main: Suhrkamp 1998) 73–104.

dass umgekehrt auch Handeln und Kommunikation einen Einfluss auf menschliche Identität haben. Diese Tatsache macht sich auch die Identitätspolitik zu Nutze. Sie kann dazu genutzt werden, um bestehende politische Verhältnisse aufrecht zu erhalten und deren dominante Gruppen zu stärken. Auf der anderen Seite dient sie aber auch dominierten Gruppen dazu, bestehende Machtverhältnisse aufzubrechen. In jedem Fall versucht Identitätspolitik die Identifikationen ihrer Zielgruppe zu steuern, um Zugehörigkeitsgefühle zu stärken. Dies ist der Moment, in dem die Geschichtswissenschaften für diese Gruppen unmittelbar von Interesse sind, da sie es vermögen, Identitäten zu historisieren, was oftmals gleichbedeutend damit ist, (vermeintliche) Identitäten in eine Kontinuität zu stellen, sie in einer Tradition zu verankern und dadurch erst recht festzuschreiben. So werden beispielsweise gerne vormoderne (Proto-)Nationalismen herangezogen, um heutige patriotische Gefühle zu erklären und „nationale“ Identitäten zu rechtfertigen. Aber auch das Thema einer vermeintlich europäischen Identität zeigt, wie sehr die Geschichtsschreibung immer noch zur Stabilisierung von Gesellschaften und Systemen benutzt wird. Auf der anderen Seite ist der Einsatz von Identitätskonzepten in der Randgruppenforschung zu beobachten, was dazu führt, dass Identität vor allem dort besondere Bedeutung erlangt, wo sie zum Problem stilisiert wird und somit wiederum potenziell zu Inklusions- und Exklusionszwecken genutzt werden kann. Indirekt betreibt folglich auch die Geschichtswissenschaft oftmals Identitätspolitik.

Aufgrund dieser sozialen Konsequenzen beim Einsetzen von Identitätskonzepten wird Identität als Analysekategorie vielleicht oft zu schnell verworfen. Denn trotz aller Kritik kann der Begriff Identität insofern nützlich sein, als dass er eben gerade eine Kontinuität des menschlichen Seins aufdeckt, nämlich das Bedürfnis nach Selbsterkenntnis und Zugehörigkeit. Das Suchen nach Identität wird zu einem Grund zu handeln und sich zu betätigen. Da die Geschichtswissenschaft eben dieses Handeln des Menschen in der Zeit untersuchen will, sollten Identitätsfragen auch bei der historischen Forschung nicht gleich abgelehnt werden. Identität wird zum potenziell interessanten Konzept, um gewisse Prozesse zu verstehen, allen voran Mechanismen, die zur Bildung von Gruppen, zu Inklusion und Exklusion führen. Richtig angewendet, können so eben gerade die von der Politik oft herangezogenen Kontinuitäten dekonstruiert und Identitätspolitiken kritisch hinterfragt werden.

Das Problem liegt also weniger in dem Begriff der Identität selbst, sondern vielmehr darin, dass die Geschichtswissenschaft es bisher nicht großflächig fertig gebracht hat, sich von Identitätspolitik zu distanzieren. Dies liegt auch daran, dass es ihr nicht gelungen ist, sich ein Konzept zu eigen zu machen, und sie kaum mit eigenen Theorieentwürfen oder neuen methodischen Ansätzen gearbeitet hat. Des Weiteren ist bei der Durchsicht vieler Publikationen, die das Thema Identität oftmals bereits im Titel tragen, festzustellen, dass in vielen Fällen so gut wie keine theoretische Auseinandersetzung mit dem Begriff stattfindet. So ist der Vorwurf des unreflektierten Gebrauchs von

Identität nicht selten durchaus berechtigt, zumal aus dem Repertoire der Alltagssprache geschöpft werden kann und der Begriff schneller gesagt als erklärt ist. Der Begriff ist dermaßen im Sprachgebrauch verankert, dass es für ForscherInnen nur schwer sein kann, sich gänzlich hiervon zu lösen.

Aber selbst, wenn davon ausgegangen wird, dass Identität eine durchaus hilfreiche Analysekategorie ist, gibt es noch ein anderes grundsätzliches Problem für HistorikerInnen. Denn Identitätsforschung muss immer auch mit Kategorien arbeiten. Für die Geschichtswissenschaft besteht hier selbstverständlich die Gefahr, dass beim Versuch, die Geschichtlichkeit von Identitäten aufzudecken, oftmals anachronistische Vorstellungen von Kategorien angewendet werden. Ganz im Sinne einer sozialanthropologischen Herangehensweise müssen HistorikerInnen deshalb versuchen, zeitgenössische Kategorien aus den Quellen heraus zu applizieren. Dafür braucht es eine Methode, die es erlaubt, an der sozialen Dimension von Geschichte zu arbeiten, ohne zu sehr an apriorische Konstrukte von sozialer Gliederung gebunden zu bleiben.¹⁹ Da die Quellenlage allerdings häufig ungenügend ist und Probleme bestehen, genug und geeignetes Material zu finden, ist dieses Kategorisieren ein schwieriges Unterfangen. So sind Forschungen, denen kein geeignetes Quellenmaterial zu Verfügung steht, oft zum Scheitern verurteilt, da es ganz einfach nicht genug Indizien für eine Identitätsrekonstruktion geben kann. Wenn Identität bereits in den Sozialwissenschaften schwer zu fassen ist, so trifft dies auf die Geschichtswissenschaft sicherlich noch mehr zu. Trotz alledem sollen die folgenden Ausführungen verdeutlichen, dass Identitätskonzepte durchaus fruchtbar für die Geschichtswissenschaft sein können.

4 Die Gelehrtenrepublik – Ein mögliches Untersuchungsfeld für den *Social Identity Approach*

Die Gelehrtenrepublik ist eine selbstproklamierte Gemeinschaft von Gelehrten, die seit den Anfängen des Humanismus in Erscheinung tritt.²⁰ Obwohl der Begriff zunächst eher nur als rhetorisches Mittel gewertet werden kann, entwickelt sich die *res publica literaria* spätestens ab dem 17. Jahrhundert zur Institution, die durch Gelehrtenkorrespondenzen, gelehrte Journale und wissenschaftliche Publikationen sichtbar wird. Sie kann als eine Art „supranationale“ Vernetzungsplattform verstanden werden, die sich durch gemeinsame Praktiken konstituiert und deren Zusammenhalt durch geteilte Werte wie Egalität, Gerechtigkeit und Denkfreiheit garantiert wird. Die primäre

19 Vgl. Laurence Fontaine, „A Reflection on the Concept of Social Identity: Migrant Merchants in Early Modern Europe“, *East Central Europe* 1 (2007) 268.

20 Zur Gelehrtenrepublik vgl. Marian Füssel, „Einleitung“, *Aufklärung 26: Gelehrtenrepublik*, hrsg. von Marian Füssel, Martin Mulso (Hamburg: Felix Meiner Verlag 2015) 5–16; Hans Bots, Françoise Waquet, *La République des Lettres* (Paris, Bruxelles: Belin-De Boeck, 1997); Lorraine Daston, „The Ideal and Reality of the Republic of Letters in the Enlightenment“, *Science in Context* 2 (1991) 367–386.

Funktion der Gelehrtenrepublik ist dabei das Vereinfachen von gelehrter Arbeit, das letztendliche Ziel ist das „gemeinschaftliche Streben nach Wahrheit“.²¹ Die konkreten Mittel dafür sind der gelehrte Austausch, der beispielsweise über das Teilen von Arbeitsmaterialien oder die Mitteilung von „nova literaria“ funktioniert. Dabei setzt die Gelehrtenrepublik den Rahmen, in welchem dieser Austausch stattfindet, indem sie die Normen der gelehrten Kommunikation festsetzt. Das Nicht-Einhalten dieser Normen führt zum Ausschluss aus der Kommunikation. Ein grundsätzliches Problem bei der Beschäftigung mit der *res publica literaria* betrifft die Tatsache, dass es sich auf der einen Seite zwar lediglich um ein ideelles Konstrukt handelt, dieses auf der anderen Seite jedoch ganz realen Einfluss auf das Schaffen der Gelehrten in der Vormoderne nimmt. Diese Doppelnatur führt dazu, dass das Phänomen Gelehrtenrepublik in seiner Gesamtheit nur schwer zu fassen ist und Spielraum für viele Interpretationen offen lässt.

Hier sollen die folgenden Ausführungen ansetzen und einen möglichen Ansatz zum besseren Verständnis der Gelehrtenrepublik diskutieren. Konkret soll die Anwendung des *Social Identity Approach* (SIA) für den Fall der Gelehrtenrepublik besprochen werden. Dabei handelt es sich um einen Ansatz, der diejenigen Prozesse analysiert, die dazu führen, dass Menschen sich selbst als Mitglieder einer bestimmten sozialen Gruppe definieren. Der *Social Identity Approach* bietet so die Möglichkeit, Einsicht in die Art und Weise zu gewinnen, wie Gruppen innerhalb einer Gesellschaft funktionieren.²² Die Herangehensweise wird durch den Zusammenschluss zweier Theorien charakterisiert, wobei es sich einerseits um die Theorie der sozialen Identität²³ und andererseits die Theorie der Selbst-Kategorisierung²⁴ handelt. Ihr Ziel lässt sich wie folgt festlegen: „SIA seeks to address how psychological processes interact with social and political processes in the explanation of human social behaviour.“²⁵ Dies zeigt, dass der *Social Identity Approach*, obschon aus der Sozialpsychologie heraus entstanden, Interdisziplinarität bereits im Kern in sich trägt. Der Vorteil des Ansatzes ist auch, dass er, im Gegensatz zu vielen anderen Theorien, sowohl auf kleine, von persönlichen Beziehungsgeflechten geprägte

21 Herbert Jaumann, „Respublica litteraria: Partei mit einem Programm der Parteilosigkeit. Gegen das anachronistische Mißverständnis eines mehrdeutigen Konzepts der Frühen Neuzeit“, *Aufklärung* 26, wie in Anm. 20, 21.

22 Zum *Social Identity Approach* vgl. Dominic Abrams, Michael A. Hogg, „An Introduction to the Social Identity Approach“, *Social Identity Theory: Constructive and Critical Advances*, hrsg. von Dominic Abrams, Michael A. Hogg (London: Harvester-Wheatsheaf 1990) 1–9; Stephen Reicher, Russel Spears, Alexander Haslam, „The Social Identity Approach in Social Psychology“, *The SAGE Handbook of Identities*, hrsg. von Margaret Wetherell, Chandra Talpade Mohanty (London: SAGE Publications 2010) 45–62.

23 Für einen Überblick zur Theorie der sozialen Identität vgl. Henri Tajfel, John Charles Turner, „The social identity theory of intergroup behavior“, *Psychology of intergroup relations*, hrsg. von William G. Austin, Stephen Worchel (Chicago, IL: Nelson-Hall 1986) 7–24.

24 Zur Theorie der Selbstkategorisierung vgl. John Charles Turner, Michael A. Hogg, Penny Oakes, Steve Reicher, Margaret Wetherell, *Rediscovering the Social Group. A Self-Categorization Theory* (New York, NY: Basil Blackwell 1987).

25 Reicher, Spears, Haslam, „The Social Identity Approach in Social Psychology“, wie in Anm. 22, 45.

Gruppen, als auch auf größere, unpersönliche Kollektive anwendbar ist. Dies ist wiederum sehr gut geeignet für eine Institution wie die Gelehrtenrepublik, die einerseits nur aufgrund der Beziehungen zwischen ihren Mitgliedern bestehen kann, andererseits aber ideell einen viel größeren Rahmen für Gelehrsamkeit bietet als dies ein persönliches Netzwerk je tun könnte.

In dem *Social Identity Approach* wird soziale Identität als relationaler Begriff verwendet. Sie erklärt sich dadurch, dass der Mensch sich mit anderen nach Kriterien der Gemeinsamkeiten und Unterschiede vergleicht. Auf die Gelehrtenrepublik bezogen, bedeutet dies, dass ihre Mitglieder eine soziale Identität, in diesem Falle die Identität des Gelehrten, miteinander teilen. Geteilte Identität ist hier immer die Voraussetzung für soziales Handeln. Durch die gemeinsame Identifikation sind die Menschen gewillt, zusammenzuarbeiten.²⁶

Ganz im Sinne einer „imagined community“²⁷ dient die Gruppe „Gelehrtenrepublik“ dazu, Menschen zusammenzuhalten, und dies über ihre bereits bestehenden Zugehörigkeiten (z.B. Herkunft, Religion, Ordenszugehörigkeit usw.) hinaus. Dementsprechend stellt soziale Identität das Verbindungsglied zwischen dem Individuum und der sozialen Welt dar. Für die Zwecke der Gelehrtenrepublik ist dieser Ansatz vor allem deshalb besonders interessant, da er die Brücke zwischen personaler und sozialer Identität schlägt, ohne dabei in Widersprüchlichkeiten zu geraten, wie dies beispielsweise bei der Unterscheidung in personale und kollektive Identitäten oftmals der Fall ist. Der *Social Identity Approach* geht nicht davon aus, dass es eine bestimmte Gruppenidentität gibt, sondern Gruppen konstituieren sich durch den Zusammenschluss von Menschen mit einer bestimmten sozialen Identität. Soziale Identität ist gleichzeitig individuell und sozial, sie schafft eine „Leitung“ zwischen Gesellschaft und Subjekt.²⁸ Der *Social Identity Approach* kann deshalb erklären, wie eine große Anzahl an Menschen aufgrund geteilter Normen und Werte auf kohärente und sinnvolle Art und Weise handeln kann. Dabei ist soziale Identität weit mehr als Selbstwahrnehmung, denn an sie sind gemeinsame Werte und emotionale Bedeutungen gekoppelt. Aus diesem Grund ist, im Falle eines Zugehörigkeitsgefühls, die eigene Wertschätzung an das Schicksal der Gruppe gebunden. Hinzu kommt, dass die Bedeutungen, die einer Gruppenmitgliedschaft beigemessen werden, immer durch den Vergleich entstehen. Wer wir sind, ist immer auch zum Teil dadurch definiert, wer wir nicht sind und unser Selbstwertgefühl ist davon abhängig, besser zu sein als die anderen. All diese Elemente kombiniert ergeben, dass ein Mensch versuchen wird, die Gruppen, denen er sich zugehörig fühlt, von den anderen

26 „Shared social identification transforms relations between people in such a way as to enable them to act together harmoniously and productively.“ Ebd., 57.

27 Vgl. hierzu Benedict Anderson, *Imagined communities. Reflections on the origin and spread of nationalism* (London: Verso 1991).

28 „a conduit in which society inhabits the subject“. Vgl. Reicher, Spears, Haslam, „The Social Identity Approach in Social Psychology“, wie in Anm. 22, 48.

zu unterscheiden. Dies ergibt eine Situation, in der automatisch eine favorable Sicht auf die anderen Mitglieder der „eigenen“ Gruppe entwickelt wird. Plakativ formuliert, ersetzt soziale Identität so das mit „Ich gegen Dich“- durch ein „Wir gegen Euch“-Gefühl, eine Unterscheidung, die sich auch in den Begriffen des „personalen Selbst“ und des „kollektiven Selbst“ ausdrückt. Hier werden Handeln aus Eigeninteresse und das Handeln aus Gruppeninteresse nebeneinander gestellt. Denn je mehr Status die eigene Gruppe hat, umso mehr Status hat jedes Individuum innerhalb dieser Gruppe. Für die Gelehrtenrepublik kann diese Wirkung aus den Quellen bestätigt werden. Der Aufruf „Tu es für die Gelehrtenrepublik“,²⁹ die Referenz auf das Gemeinwohl, kann als eine solches Handeln für das kollektive Selbst angesehen werden.

Neben der sozialen Identität beschäftigt sich der *Social Identity Approach* auch mit Fragen der Selbstkategorisierung. Die dazugehörige Theorie soll beschreiben, welche Mechanismen dazu führen, dass Menschen besondere Verhaltensmuster in ihrer Funktion als Gruppenmitglieder zeigen. Der Fokus liegt demgemäß auf dem Zusammenhang von „inter-group-relations“ und Gruppenverhalten. Selbstkategorisierung wird als Prozess der Entpersonalisierung beschrieben, bei dem die Basis dafür gelegt wird, dass ein Mensch überhaupt als gleichartig zu jemand anderem beschrieben werden kann. Wenn aufgrund geteilter sozialer Kategoriezugehörigkeit eine solche Gleichartigkeit zu jemand anderem hergestellt werden kann, so ist dies die Basis von Gruppenbildung. Die empfundene Gleichartigkeit mit anderen Gruppenmitgliedern dehnt sich in der Folge auf andere Lebensbereiche, allen voran Wertvorstellungen, aus, was dazu führt, dass von Gleichartigen immer auch erwartet wird, dass sie in allen Belangen eine Meinung teilen. Die Konsequenz dieses Phänomens ist, dass es innerhalb einer Gruppe immer auch zu einem Streben nach Konsens kommt. Je mehr es zu einem solchen Konsens kommt, je klarer Wertvorstellungen innerhalb einer Gruppe definiert sind, desto einfacher ist es, ein Individuum als gruppenzugehörig zu charakterisieren. Andersherum heißt dies aber auch, dass Individuen jetzt mehr und mehr durch die Brille ihrer Gruppenzugehörigkeit gesehen werden. Gruppencharakteristiken wiegen schwerer als individuelle Merkmale, ein Prozess, der „stereotyping“ genannt wird. Folglich wird sich ein Individuum nun, wenn es Teil einer Gruppe werden will, den Gruppenstereotypen anpassen, was wiederum als „self-stereotyping“ bezeichnet wird.

Für die Theorie der Selbstkategorisierung ist wichtig zu vermerken, dass soziale Kategorien nicht selbstverständlich und *a priori* vorhandene Größen darstellen: „There is a two-way relationship between social reality and social categories: on the one hand, social reality shapes categories; on the other, categories shape collective action that (potentially) shapes social reality. Another way of saying this is that the different sides of this relationship are, in effect, different temporal orientations:

29 Vgl. Thomas Wallnig, „Tu es für die Gelehrtenrepublik. Rechtfertigungsmotive für gelehrtes Handeln in der Korrespondenz von Bernhard und Hieronymus Pez“, *Aufklärung* 26, wie in Anm. 20, 121–151.

categories are both about being (reflecting what was and is) and about becoming (creating what will be).“³⁰

Kategorien sind demnach Produkte unserer gemeinsamen Geschichte und Gegenwart. Da sie historisch gewachsen sind, können sie nur in der „longue durée“ verstanden werden. Dies gilt sicherlich auch für die Kategorie der „Gelehrsamkeit“, die sich erst im Laufe der Zeit festigt, weshalb auch eine Verschiebung von einer Redewendung hin zu realer Wertegemeinschaft beobachtet werden kann. In diesem Sinne formen Kategorien unmittelbar das menschliche Handeln und werden zum Mittel für die Organisation sozialer Praktiken, eine Aussage, die so auf die Gelehrtenrepublik zutreffen kann.

5 Die Gelehrtenrepublik – eine Gruppe als Rahmen für soziale Praktiken?

Letzten Endes bleibt die Frage, wie der *Social Identity Approach* ganz konkret dabei helfen kann, das Phänomen Gelehrtenrepublik besser zu verstehen. Die Theorien der sozialen Identität und der Selbstkategorisierung richten den Fokus auf die Mechanismen, die zur Entstehung von Gruppen führen. Für die Gelehrtenrepublik ist diese Herangehensweise vor allem dahingehend von Interesse, als dass ihre Entstehung als gesellschaftliches Phänomen unter dem Gesichtspunkt „Gruppe“ bisher nur am Rande erforscht worden ist.

Welche Selbstkategorisierungen liegen der Gelehrtenrepublik zu Grunde? Welches sind die in der *res publica literaria* geteilten Werte, die schlussendlich zu ihrer Institutionalisierung beitragen? Und sind diese Werte wirklich so universell, dass von einer Gelehrtenrepublik die Rede sein kann?

Die Ansatz erlaubt es auch, Fragen nach Leitfiguren innerhalb der Gelehrtenrepublik zu stellen. Der *Social Identity Approach* sieht in „leadership“ nämlich eine Funktion der Gruppe, anstatt eine Eigenschaft des Individuums. Diejenigen Individuen, die als „leader“ hervorstechen, entsprechen dem Prototypen einer Gruppe am meisten und können dadurch einen gewissen sozialen Einfluss auf andere Gruppenmitglieder ausüben. Im Falle der Gelehrtenrepublik wäre so der „Idealgelehrte“ diejenige Person, die den Normen und Werten der Gelehrtenrepublik am meisten entspricht, automatisch die Person, die wiederum den stärksten Einfluss auf diese Normen und Werte ausübt. Dies erklärt über die Zeit hinweg das Auftreten verschiedener Leitfiguren, hier seien beispielsweise nur Pierre Bayle, Gottfried Wilhelm Leibniz oder Voltaire genannt, nach denen andere Mitglieder der *res publica literaria* sich orientieren. Eine der Chancen des *Social Identity Approach* ist es, über diese Figuren den prototypischen Gelehrten skizzieren zu können und Fragen nach Erfolg und Misserfolg innerhalb der Gelehrtenrepublik zu beantworten. Dies ermöglicht schlussendlich auch, wieder den

30 Reicher, Spears, Haslam, *The Social Identity Approach*, wie in Anm. 22, 59–60.

Bogen zurück zum Individuum zu spannen, wobei sich Fragen nach den Bedingungen einer Mitgliedschaft aufdrängen. Um Teil der Gelehrtenrepublik zu sein, muss ein Individuum, um es mit Goffman zu sagen, die Rolle des Gelehrten einnehmen, sich durch „self-stereotyping“ an die externen Erwartungsansprüche anpassen und die Wertvorstellungen der Gruppe internalisieren. Auch durch die Untersuchung von multiplen Gruppenzugehörigkeiten und deren Kompatibilität, beziehungsweise die Frage nach den identitätsstiftenden Praktiken und Medien innerhalb der *res publica literaria*, könnten neue Erkenntnisse gewonnen werden.

Zusammenfassend bleibt zu sagen, dass der *Social Identity Approach* das Potenzial hat, neue Perspektiven auf das Phänomen Gelehrtenrepublik zu gewinnen, da sie Erklärungsansätze für die Gründe der Entstehung und Konsolidierung der *res publica literaria* sowie deren Rolle als Motor für die frühneuzeitlichen Wissensproduktion bieten kann. Der Gebrauch des Identitätsbegriffs wird hier zum geeigneten Mittel, um eine soziale Dimension in der Wissenschaftsgeschichte aufzudecken. Dies zeigt, dass Identität, wie im Grunde jedes andere Konzept auch, zunächst mit konkretem Inhalt gefüllt werden muss, um fruchtbringend anwendbar zu sein. Dies kann selbstverständlich durchaus eine Herausforderung sein, aber ab und zu kann es sich eben auch lohnen, sich einer solchen zu stellen.